

*Fernand Hoffmann*

## Friedrich Dürrenmatt als Theologe

Gegenentwurf oder Absage?

Im Mittelpunkt des Werks von Friedrich Dürrenmatt, sowohl des frühen als auch des späten, steht die Sinnfrage. Ob er Theaterstücke, Erzählungen, Romane oder Kriminalromane schrieb, aus der Nähe besehen entpuppt sich seine Schreibe immer als mal ausgespinnene, mal verkürzte Weltparabel mit Modellcharakter. Den Kern bildet immer die verschlüsselte Antwort auf die Frage, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir gehen. In Dürrenmatts essayistischer Prosa wird daraus eine besorgte Diagnose des Zustands der Welt und des Menschen. Dabei fällt die verzweifelte Suche nach einem streng logischen Denken auf. Dürrenmatt ist ein Fanatiker der Logik gewesen. Zugleich war er aber auch ein Moralist und verlangte ein dem logischen Denken entsprechendes Handeln.

Es gibt in Dürrenmatts Werk eine kurze Erzählung, die man von ihrem Inhalt her als parabelhaftes Konzentrat seines theologischen Denkens ansehen kann und deren Textgeschichte für den Philologen zugleich auch die Evolution des theologischen Denkens von Friedrich Dürrenmatt widerspiegelt. Es handelt sich um die Erzählung „Der Tunnel“.

Ein „mit nebulosen Studien auf einer Universität beschäftigter“, leicht verferteter – ob mit diesem Hinweis der Autor der Erzählung und die Hauptfigur der Erzählung in ein näheres Verhältnis gebracht werden sollen, mag dahingestellt bleiben – Vierundzwanzigjähriger sitzt in einem Zug, der in einen Tunnel einfährt. Nach einer Weile stellt er fest, daß der Zug längst aus dem Tunnel heraus sein müßte. Er macht eine junge Mitreisende, einen Schachspieler und auch den Schaffner auf die Tatsache aufmerksam. Aber niemand geht auf seine Besorgtheit ein. Der Schaffner versichert ihm, daß er im richtigen Zug sitze. Der Zug fährt auf einmal nicht mehr waagrecht. Dann stellt der junge Mann fest, daß alle Türen verschlossen sind. Er arbeitet sich zur Lokomotive vor. Der Führerstand ist leer. Der Zug scheint jetzt ins Innere der Erde hineinzurasen. Er findet den Zugführer, der schwer verletzt am Boden liegt. Auf seine Frage, was sie tun sollen, antwortet der ihm: „Nichts! Gott ließ uns fallen, und so fallen wir denn auf ihn zu.“<sup>1</sup>

Diese Erzählung ist leicht zu deuten. Sie skizziert parabelhaft den Zustand der Welt und des Menschen so, wie er sich immer wieder aus Dürrenmatts Werk herauslesen läßt. Der Zug stellt die Welt dar. Sie ist sich selbst überlassen. Der

Lokomotivführer ist abgesprungen, und der schwerverletzte Zugführer, der die Verantwortung für das Wohl der Fahrgäste trägt, weigert sich, etwas zu unternehmen. Es scheint keine Rettung für sie, das heißt die Menschen, zu geben (verschlossene Türen!). Gott hat die Menschen fallenlassen, und irdische Hoffnung gibt es nicht mehr. Geblieben ist nur die überirdische Hoffnung, daß die Menschheit nicht „ins Ungewisse“ (Hölderlin) hinabfalle, sondern daß Gott ihr Fallen „unendlich sanft in seinen Händen“ (Rilke) halte.

Im Jahr 1978 hat Friedrich Dürrenmatt diese Erzählung noch einmal publiziert<sup>2</sup>. Dabei streicht er den letzten Satz. Auf die Frage des Studenten antwortet der Zugführer lediglich: „Nichts!“ So wurde die Erzählung auch in die Gesammelten Werke aufgenommen<sup>3</sup>.

Warum hat Friedrich Dürrenmatt den letzten Satz gestrichen? Zieht er damit die Konsequenz aus einem Schriftstellerleben, das er als „zäh-schreibender Protestant“, wie er sich selbst einmal nannte, begonnen hatte? Hat der späte Nachfahre des protestantischen Pfarrers Albert Bitzios, alias Jeremias Gotthelf, dessen mutiges eidgenössisches Herz und dessen schwerflüssiges, aber iraszibles Berner Blut Friedrich Dürrenmatt geerbt hatte und dessen eigenes literarisches Werk in denselben Tiefenschichten wurzelt wie das des Jeremias Gotthelf, die Feder als Atheist aus der Hand gelegt?

Angesichts vieler Äußerungen des späten Dürrenmatt kommt man an dieser Frage nicht vorbei. Der Schreiber dieser Zeilen weiß sogar von einem engen Freund Dürrenmatts, daß dieser im Spätherbst 1989, nach einem opulenten, mit reichlich Chablis und Pommard begossenen Mahl, von sich behauptet hat, er sei Atheist. Aber was hat Dürrenmatt in seinen homerischen Weinlaunen nicht alles behauptet! Zur Provokation war ihm jedes Mittel recht.

Dürrenmatt ist in seiner auf die Spitze getriebenen, zum Paradox neigenden Logik von einer ganz bewußten und absichtlich aufreizenden Widersprüchlichkeit gewesen. Wer ihn eindeutig festlegen will, versündigt sich am sokratischen Ernst seiner Wahrheitssuche. Die Frage, ob Dürrenmatt am Ende seines Lebens Atheist war, ist weder mit einem klaren und bestimmten Ja noch mit einem entschlossenen Nein zu beantworten. Untersucht man Dürrenmatts Werk auf dieses Problem hin, findet man ebenso viele Stellen, die die Atheismusthese bestätigen, wie solche, die sie verneinen. Auch der Schluß der Erzählung „Der Tunnel“ hilft hier nicht weiter. Das lakonische „Nichts!“ der letzten Fassung kann tatsächlich, besonders im Kontext mit dem gestrichenen Satz, als Verneinung der Sinnfrage im Sinn von Paul Valéry's „Rien. Rien“ im „Faust“ gedeutet werden.

Wir können das „Nichts!“ und das an die Stelle der Hoffnung auf Gnade gesetzte Schweigen aber auch als impliziten Schrei nach Gnade deuten, als einen in seiner Verzweiflung stummen Schrei, nicht als eine Zurücknahme, sondern als ein sarkastisches Hinunterschlucken des Eingeständnisses aus „Ein Engel kommt nach Babylon“, daß alles Gnade ist. Die Streichung des letzten Satzes bedeutet

nicht unbedingt, daß der Dichter sein Vertrauen in die Gnade Gottes zurücknimmt. Sie kann auch ein Hinweis darauf sein, daß er eine eindeutige Stellungnahme verweigert. Er will, übrigens eine typisch protestantische Haltung, sich nicht als Vermittler zwischen Gott und den Menschen stellen und überantwortet deshalb seine Leser sich selbst, das heißt ihrem subjektiven Gewissen. Die Antwort auf die Frage, warum Dürrenmatt sich verweigert, finden wir in dem langen Gedicht „Gott und Péguy“<sup>4</sup>. Dort ruft Gott aus: „Zum Teufel mit den falschen Meinungen, / die über mich verbreitet werden.“

### Frage nach Gott

Unter den zeitgenössischen Autoren ist Friedrich Dürrenmatt, insofern er die Welt parabolisiert und Weltmodelle entwirft, die zu theologischen Fragestellungen zwingen, der Theologe per excellence. Keines seiner großen Theaterstücke, angefangen bei dem Wiedertäuferstück „Es steht geschrieben“ (1947) bis zu der Komödie „Achterloo“ (1983; 1984), das nicht auf irgendeine Weise auch die Frage nach Gott stellt. Wie messerscharf Dürrenmatts theologische Intelligenz ist und welche stupende Gabe zur theologischen Spekulation er besitzt, stellt er immer wieder in seiner essayistischen Prosa unter Beweis. Wer eine Kostprobe davon will, lese seine Auseinandersetzung mit der theologischen These, daß Gott Liebe ist und nur Liebe sein kann<sup>5</sup>.

Dürrenmatt beginnt mit sehr spitzfindigen Überlegungen zur Absolutheit Gottes und der sich daraus ergebenden Qualität seiner Liebe sowie der dadurch notwendig gewordenen Beschaffenheit der von Gott geschaffenen Welt und des Menschen, die nur unvollkommen sein können, weil die Liebe Gottes sonst in sich zusammenfalle, denn ein vollkommener Schöpfer und eine vollkommene Schöpfung würden sich gegenseitig aufheben, da Gott ihr nur in narzisstischer Selbstbewunderung gegenüberstehen könne. Dann kommt Dürrenmatt zu Schlußfolgerungen, auf die wir später zu sprechen kommen. Der Schluß des Gedichts „Charles Péguy“ stellt eine Vorstufe dar. Friedrich Dürrenmatt kommt zu der Einsicht, daß Gott nur der „ganz Andere“ sein kann, wie Karl Barth es formuliert. Deshalb ziemt es dem Menschen nicht, „falsche Meinungen“ über ihn zu verbreiten. Das einzige, was der Mensch über Gott auszusagen vermag, ist, daß er die Liebe, die absolute Liebe ist. Mehr kann der Mensch nicht wissen. „Das Credo quia absurdum ist kein Beweis des Glaubens, sondern sein unerbittliches Zurückgestoßensein ins Subjektive, Unbeweisbare.“<sup>6</sup>

Wie aber soll der Mensch, der sich in eine Welt gestellt sieht, die einem Zug gleicht, der führerlos ins Ungewisse hineinrast, wissen, wie er sich angesichts der Katastrophe verhalten soll? Nach Friedrich Dürrenmatt muß er mutig sein. Wie dieser Mut beschaffen ist, beschreibt er in einem Gedicht<sup>7</sup>:

Das Unvermeidliche wartet  
Es kommt nicht. Du kommst  
Die Maus bist Du. Darum  
Sei kein Held  
Denn dem Furchtlosen  
Ist auch das Vermeidliche  
Unvermeidlich.  
Fürchte Dich. Bleib ein Mensch.

Der letzte Satz enthält eine Falle, wie sie Dürrenmatt seinen Lesern gerne stellt. Die Eilfertigen und Unbedachten unter ihnen tappen blindlings in sie hinein. Dürrenmatt benutzt als Stilmittel, wie so oft, die kaum merklich, aber doch entscheidend veränderte Stereotype, die eine gängige Redensart völlig auf den Kopf stellt. Diese Stellen werden nicht zum Stein des Anstoßes dadurch, daß man über sie stolpert, sondern weil man über sie hinweggeht, ohne zu stolpern. „Fürchte Dich nicht“ ruft man jemandem zu, der Angst hat. „Fürchte Dich“ schreibt Dürrenmatt. Nur wer sich fürchtet, nimmt die Gefahren wahr, die ihn bedrohen.

Aber was nützt eine Angst, können wir fragen, die nicht dazu treibt, uns handelnd aus ihr zu retten? Nach der letzten Fassung von „Der Tunnel“ soll der, der in einem Zug sitzt, der in die Katastrophe rast, nichts tun. Weshalb er nichts tun soll, können wir aus dem Schluß des oben zitierten Gedichtes herauslesen:

Was Dir gehört, gehört Dir nicht  
Was allen gehört, gehört Dir  
Die richtigen Gedanken  
Sie sind freundlich  
Auch wenn sie feindlich scheinen  
Du kannst sie nicht allein denken  
Du kannst sie nicht allein überprüfen  
Du kommst nicht allein auf sie  
Allein vor sie kommst Du allein  
Sie sind Deine und unsere Richter  
Wir sind falsch und Du, nicht sie  
Liebe ihr Urteil, wende es an  
Vielleicht wird dann das dunkle Tier  
Sich räkelnd unter einem Bett  
Oder schnurrend an einer Straße geduckt  
Sein unmenschliches Tagwerk  
Menschlich verrichten  
Dich nicht  
In einer Gaskammer fressen.

Zwischen der ersten und der zweiten Fassung des Schlusses der Erzählung „Der Tunnel“ liegt eine deutlich nachzeichenbare Entwicklung im Denken von Friedrich Dürrenmatt. Er hat die theologische Dimension der Sinnfrage nie ausgeklammert, im Gegenteil, alles, was er geschrieben hat, zielt auf sie hin.

## Das Böse

Die erste Fassung spiegelt den Stand des theologischen Denkens von Friedrich Dürrenmatt bis zu „Ein Engel kommt nach Babylon“ und dem „Besuch der alten Dame“. Das Böse wird verstanden als eine Realität. Es ist nicht bloß die Abwesenheit des Guten, sondern es ist wirklich und wirksam wie das Gute. Das Böse kam in die Welt durch den Riß in der Schöpfung, der dadurch entstand, daß der Mensch in seiner notwendigen Kontingenz sein wollte wie der absolute Gott. Er wurde aus dem Paradies vertrieben, und zugleich wurde ihm die Erlösung versprochen. Diese Erlösung versteht Friedrich Dürrenmatt im Sinn der protestantischen Theologie. Die Welt, das Reich zur Linken Gottes ist heillos verderbt. Die Erlösung kann nur geschehen durch die von Christus durch seinen Tod am Kreuz erworbene Gnade. Der Mensch kann, um gerettet zu werden, nichts weiter tun, als sich der Gnade Gottes zu überantworten, sich auf ihn zu fallen zu lassen. Diese Gnade erwirbt er, indem er, wie Ill im „Besuch der alten Dame“, seinen Egoismus, seinen Mangel an Liebe, seine Verblendung durch die materiellen Güter der Welt erkennt, seine Schuld einsieht und sich rückhaltlos der Gnade Gottes überliefert. So wird er Teil des Heils- und Erlösungsplans Gottes, der dem Menschen seine Gnade nicht aufzwingen kann, sondern sie nur dem zukommen läßt, der sich ihr bedingungslos ausliefert. Indem der Mensch seinen Mitmenschen ohne Einschränkung liebt, tut er aus der Freiheit der Kinder Gottes heraus, was in Gottes ewigem Plan vorgesehen ist, wozu uns Gott aber nicht zwingen kann, weil er die Quelle unserer Freiheit ist. Um seinen Heilsplan zu verwirklichen, bedarf er der Menschen.

Angesichts des absurden Weltbetriebs und der Leiden der Menschen wird dann Dürrenmatts bohrendes Fragen nach dem Warum der unvollkommenen Schöpfung immer schärfer und bissiger. Er fragt sich, ob Gott, weil er die absolute Liebe ist, die Welt nicht zugleich auch hassen muß und sie zerstören will, damit so ein Jüngstes Gericht möglich wird, das eine neue Schöpfung ohne das Böse, mit einem schuldlosen Menschen erlaubt. Dürrenmatt entfernt sich in diesen theologischen Spekulationen, die vor allem die für ihn typische erbarmungslose Logik kennzeichnet, immer weiter nicht nur von der katholischen, sondern auch protestantisch-evangelischen Schultheologie<sup>8</sup>. Für skrupulöse, auf Orthodoxie bedachte Schultheologen haben sie gewiß den Schwefelgeruch der Blasphemie. Aber man kann sie genauso gut als eine verbissene, auf letzte logische Konsequenz bedachte Rechtfertigung Gottes, wie ihn das Alte und das Neue Testament darstellen, ansehen.

Das „Nichts!“ des Zugführers in der Erzählung „Der Tunnel“ kann auch bedeuten, daß falsches Denken den Menschen dahin geführt hat, wo die apokalyptische Katastrophe unvermeidbar geworden ist, weil der Mensch selbst zu seiner Rettung nichts mehr zu tun vermag und nur noch das Hoffen auf die Gnade

Gottes oder die, sei es resignierte, sei es revoltierte Abwendung von Gott übrigbleiben. Die Katastrophe geht aber nicht auf das Konto Gottes, der, würde er in seinen von Ewigkeit her gegebenen Plan eingreifen, sich selbst in seiner Absolutheit aufheben würde. Die Menschen müssen ihr falsches Denken selbst korrigieren. Das Böse können sie nicht aus der Welt schaffen. Es ist die Folge der Endlichkeit und Bedingtheit der Welt und des Menschen, die durch die Absolutheit Gottes, ohne die er nicht Gott ist, gegeben ist. Die apokalyptischen Reiter aufzuhalten, geht über menschliches Vermögen. Den Tod kann der Mensch nicht abschaffen. Aber er kann ihn menschlich machen. Er kann, indem er sich weigert, dem Tod auf irgendeine Weise zu Diensten zu sein, den Herrschaftsbereich des Todes einengen und seine Schrecken lindern. Er kann dafür sorgen, daß der Tod und die Not den Menschen nicht seiner unveräußerlichen Menschenwürde entkleiden und daß das apokalyptische Tier „sein unmenschliches Tagwerk menschlich verrichtet“.

### Menschlichkeit

Dürrenmatt gibt dem Begriff „menschlich“ wieder seinen konkreten, existentiellen, einfachen, bescheidenen, aller humanistischen Großtönerei entkleideten Sinn. Aber gerade diese bescheidene Menschlichkeit verlangt vom Menschen mehr als der großspurige Humanismus, weil sie sich nicht damit abfindet, daß das Böse zum Menschen gehört und die Unmenschlichkeit menschlich ist. Vielmehr macht der Schweizer Moralist Triumphalisten und vollmündige Propheten der Humanität lächerlich, die im Namen des christlichen Abendlands und der Treue zu „ewigen“ Werten die Unmenschlichkeit als notwendig erklären und Menschen unmenschlich auf dem Altar der Menschlichkeit opfern. In dem schon zitierten Gedicht „Gott und Péguy“ ruft Gott aus:

Ich bin der Gott derer, die erschlagen am Boden liegen.  
Darum will ich auch nichts mehr von ihren Kreuzzügen  
hören und ihren besten Soldaten  
In wessen Namen sie auch kämpfen. Es klingt mir  
zu sehr nach Bartholomäusnacht und der  
Inquisition.  
Charles Péguy schweige davon. Sie stinken mir zum Himmel.

Gesehen im Kontext des Gesamtwerks von Friedrich Dürrenmatt ist die Neufassung des Schlusses der Erzählung „Der Tunnel“ nicht zwingenderweise als resignierter oder zorniger Rückzug in ein atheistisch-absurdistisches Weltverständnis zu deuten. Es kann auch so verstanden werden, daß die Menschen umdenken und einsehen lernen müssen, daß man wohl von einem Zug, der mit verschlossenen Türen und ohne Lokomotivführer dahinrast, nicht abspringen kann. Aber

statt sich wie eine Herde von verängstigtem Vieh in hilfloser Angst in den letzten Abteilen zusammenzudrängen, statt sich, wie der mit der Nimzowitsch-Verteidigung beschäftigte Schachspieler, jeder zwischenmenschlichen Kommunikation zu verweigern, kann man Gedanken darüber austauschen, wie die Katastrophe noch zu verhindern ist, was man tun kann, um ihre Folgen zu mindern. Und im schlimmsten Fall kann man sich durch menschliche Wärme gegenseitig stützen und aufrichten, um in Würde unterzugehen, einsehend, daß man zwar nichts dafür kann, daß man im falschen Zug sitzt, daß dies aber ein Grund mehr ist, sich als Mensch unter Menschen, das heißt als Leidensgefährte unter Leidensgefährten zu benehmen. Anders ausgedrückt: Daß die Welt unvollkommen ist, daran trägt der Mensch keine Schuld. Daß er sich aber nicht bemüht hat, sie in aller Bescheidenheit und im Bewußtsein seiner Unvollkommenheit wohnlicher zu machen, daran ist ganz allein der Mensch in seiner sträflichen Hybris schuld.

Es sind nie die Galionsfiguren der Geschichte gewesen, die den Versuch unternahmen, die Erde wohnlicher zu machen. Es waren nicht die strahlenden Heldenfiguren, sondern die scheinbaren Versager vom Schlag des Kaufmanns Ill im „Besuch der alten Dame“ oder des Romulus, des letzten römischen Kaisers, denen die richtigen Gedanken gehörten. Und es sind die scheinbar leichtfertigen und doch so tief ernsten Komödianten des Welttheaters vom Schlag eines Friedrich Dürrenmatt, die machen, daß sie nicht vergessen werden:

Wer die Erde wohnbar  
machen will  
Und freundlicher  
Den lacht man aus  
Jagt ihn fort  
in stinkende Sümpfe  
Dann vergißt man ihn  
Doch sein Werk ist nicht verloren  
Den fernen Nachfahren  
bringen es  
Leichtfertige Komödianten.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> In: Die Stadt. Prosa (Zürich 1952).

<sup>2</sup> In: Friedrich Dürrenmatt Lesebuch (Zürich 1978).

<sup>3</sup> Ges. Werke, Bd. 5 (Zürich 1988) 215–231.

<sup>4</sup> Ges. Werke, Bd. 7, 538.

<sup>5</sup> Ebd. 193–197.

<sup>6</sup> Ebd. 196.

<sup>7</sup> Ebd. 539.

<sup>8</sup> Ebd. 195–197.